

(Nachdruck verboten.)

28)

Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Der seinerseits war nach Empfang der fünfundfünfzig Mark in rosigter Stimmung, denn wenn ihm auch nur ein kleiner Prozentsatz davon gehörte, so war es doch angenehm, wieder einmal Geld bei sich zu haben. Er trug es lose in der Hosentasche und kimperte damit, das war eine seiner thörichten Angewohnheiten. Die Tante hatte ihm diverse Male Portemonnaies zu Weihnachten geschenkt, aber er nahm sie nie in Gebrauch. War er einmal in guten Verhältnissen und mußte er mit der linken Hand einen Berg Geld hervor, Gold, Silber, Kupfer und Nickel, wenn möglich auch Kassenscheine, alles bunt durcheinander. Das ärgerte die Anwesenden und erregte in dem Kondukteur Neid, und jedermann hielt den Inhaber dieser Schätze für mindestens wohlhabend. Nachher warf er das Geld mit Eleganz wieder in die Tasche zurück, und er hatte darin eine solche Übung, daß nie ein Stück vorbeifiel. Auch wenn er einem Bettler zehn Pfennig schenkte oder bei dem Zeitungsmann das Abendblatt kaufte, wiederholte er dieses Experiment, aber in solchen Fällen war das keine hohle und niederträchtige Prahlerei, sondern reine Angewohnheit, die freilich viele Leute unangenehm berührte.

Er setzte sich am Leipziger Platz in den Omnibus und fuhr zum Trauermagazin. Unterwegs las er die Zeitung und zwar die Kurse. Er besaß dreihunderttausend Mark Aktien der Diskontokommandit-Gesellschaft, wenigstens in seiner Einbildung, und nun las er täglich genau die Kurse nach. Fielen Diskontokonto, so war er vergnügt, denn, sagte er sich, besäße ich die dreihunderttausend in Wirklichkeit, so hätte ich drei Prozent gleich neuntausend Mark eingebüßt. Da ich sie aber in Wahrheit nicht besitze, so trifft dieser Verlust mich nicht. Auch in Gelsenkirchenern, Prince Henri und anderen Scherzen war er in gleicher Weise engagiert, und wenn diese Aktien einmal stiegen, war er niedergedrückt und mißmuthig.

Im Trauermagazin wurde der Nefse von Tante Schweder eifrig empfangen. Es klingt ein wenig hart und unschön, aber die merkwürdige Krankheit „Influenza“ hatte das Magazin für der Tante leichtfertige Reise wieder entschädigt, und da Institute dieser Art leider mit dem Unglück der Menschen rechnen müssen, so war bei Epidemien und Sterbefällen die Tante stets in trübem Zwiespalt zwischen Humanität und Geschäftssinn. Aber trotz der Influenza und des blühenden Verkaufes schwarzer Kostüme hatte sie jede Versöhnung mit dem Nefsen streng abgelehnt, und schon bei der Erwähnung seines Namens kam ihr eine förmliche Angst, wie vor einem versteckten Angriff auf ihre Kasse. Natürlich ließ sich der Agent dadurch nicht abhalten, von Zeit zu Zeit zu erscheinen, und da man ihn doch nicht geradezu hinauswerfen konnte, waren das jedesmal Marxerstunden für die ganze Familie. Er kam jetzt in den Laden, grüßte die Tante, die eben beschäftigt war, Tuchproben zu betrachten, und bat dann die Kassirerin, ihm fünfzig Mark Gold in Silber zu wechseln. Unwillkürlich mußte die Tante aufhorchen, aber er that, als achte er nicht darauf, und begab sich in die Wohnräume hinter dem Magazin.

Seine gute Mutter empfing ihn mit nur getheilter Freude. Sie wollte ihm eine Mark und fünfzig Pfennige schenken und damit seinen baldigen Abzug bewirken, aber der Agent lehnte das mit großer Geste ab. Als sie das Geld in seiner Tasche kimperten hörte, wurde sie über ihren wackeren Jungen gerührt, denn das war bei diesem Verhältniß zwischen Mutter und Sohn das Seltsame, daß sie ihren Jungen nur dann gern haben durfte, wenn er über Mittel verfügte. Sie hatte gewiß alle Ursache, ihren Jüngsten, Christian, der nun wohlbestellter Pfarrer an Sankt Marien war, hundertmal mehr zu lieben, als dieses leichtfertige Geschöpf von Albert, und trotzdem hing ihr Herz gerade an dem. In einsamen Stunden vor dem Kochherde malte sie sich in schwarzen Bildern Albert's Verlassenheit und Nothlage aus. Wenn er bisweilen kam und ihr „Guten Tag“ sagte, mußte das möglichst heimlich geschehen und recht recht eilig. Ohne des Agenten große Unversfrorenheit, mit der er das ihm streng verbotene Haus der Tante

immer wieder betrat, hätte sie ihn vielleicht gar nie zu sehen bekommen, und insgeheim bewunderte sie seinen Muth, mit dem er, selbst in den schlimmsten Tagen nach der Nizzaer Reise, der Tante begegnete.

Er setzte sich jetzt zu der Mutter in die Küche, gab dem Hausmädchen Geld, um Bier zu holen, und aß ein rohes Beefsteak, das in gebratenem Zustande für das Mittagbrot der Tante bestimmt gewesen war. Selbst das Hausmädchen Lina, das mehr an Frau Schweder als an der Tante hing, war besorgt, daß die Letztere den Nefsen bei diesem improvisirten Frühstück überraschen könnte, und drängte gemeinschaftlich mit der geängstigten Frau Schweder zur Eile. So aß er denn mit Geschwindigkeit, und die Sache lief gut ab.

Er erkundigte sich nun nach Zettchen.

„Ja, Zettchen!“ seufzte seine Mutter.

„Ja, Zettchen!“ echoete Lina.

„Was denn?“ fragte er und dachte, es sei ein Unglück passiert.

Aber nein, es war alles gut; wenigstens für Zettchen. Sie hatte noch zwei Monate bei der Tante gewohnt, dann war sie in die heilige Ehe getreten und sollte jetzt in Hamburg ein eigenes Schiff haben und damit spaziren fahren. Sie mußte nach den Aussagen der beiden reicher sein, als Krösus, und alle sieben Ladenmädchen waren bei der Hochzeit gewesen, hatten jede ein weißes Kleid, eine goldene Kette und ein Armband geschenkt erhalten und weinten alle sieben, wenn der Name „Zettchen“ je genannt wurde. Sie war ein Engel! Sie hatte in der Kirche ausgesehen wie ein verklärtes Wesen, ganz in weißen Spitzen und in einem Brautschleier wie Duft. Ja, Zettchen!

Lina, die schon das vierte Jahr bei Schweder's diente, erinnerte sich, wie Zettchen aus dem Waisenhaus als Lehrling ins Magazin gekommen war. So dünn, so mager und doch schon so — man weiß nicht — so etwas Feines war immer schon an ihr. In den zwei Monaten ihres Brautstandes hatte sie das blaue Zimmer nach vorn bemohnt, und die Tante hatte um sie geforgt, wie um ein höheres Wesen. Alle Mittag Pudding, nachmittags Kuchen, abends Warmes — dazu Klavierlehrer, französische Lehrer, deutsche Lehrer — dann die Abgesandten der großen Magazine mit Aussteuerproben — ferner die Schneiderinnen, Schuhmacher, der Zahnarzt, — dann eine Deputation von drei kleinen Waisenkindern und einem Fräulein aus dem Waisenhaus, die Bouquets brachten und mit Schokolade traktirt wurden — zum Schluß der goldene Wagen mit Schimmeln und rothen Lakaien, der Bräutigam aus Hamburg im Frack, die Tante in Vila, Frau Schweder in Blau, sechs andere Equipagen, in denen die Ladenfräuleins wie Fürstinnen fuhren — die ganze Jägerstraße in Aufruhr — es war gewesen wie ein Märchen.

Der Agent glaubte sich zu erinnern, daß Zettchen in früheren Jahren ziemlich viel im Magazin geknufft worden war. Man konnte das nicht leugnen. Aber nie sind Knüffe mehr bereut und großmüthiger verziehen worden.

Ferner wunderte er sich, daß aus diesem Kobold und Racker ein so ausnehmend ätherisches Wesen geworden sei.

Darüber wunderten sich auch Lina und Frau Schweder. Aber es war Thatsache. Sie hatte am Altar gemeint, und als im Kaiserhofe die Pasteten und die spanische Suppe aufgetragen wurden und sämtliche Angehörige und Zugehörige des Trauermagazins vor diesen wundervollen Dingen in Ehrfurcht erstarben, selbst da hatte Zettchen in abgewandter Andacht gesessen.

Frau Schweder ging in ihr Stübchen neben der Küche und holte aus dem Heiligenschein ihrer Erinnerungen ein in Seidenpapier gehülltes Menu, das jeder Theilnehmer dieses Hochzeitsmahles zu ewigem Andenken mitnehmen durfte. Der Agent las es aufmerksam und bedauerte jetzt doppelt, daß er damals ohne Frack und Baarmittel der Hochzeit hatte fernbleiben müssen.

Zum Schluß hatte Zettchen versprochen, alle zusammen nach Hamburg einladen zu wollen, aber dazu war es bisher noch nicht gekommen. Und wie Frau Schweder mit philosophischer Weisheit hinzufügte, würde es auch wohl nie dazu kommen; denn nun sei Zettchen eine große Dame geworden und werde mehr zu thun haben, als immerfort an ein Trauermagazin zu denken.

Der Agent trank sein Bier aus, zündete sich eine Zigarre an und machte sich wieder auf den Weg. Er war durch diese Erzählung etwas deprimiert. Die wesentlichste Ursache seines Nichterscheinens bei der Hochzeit waren die sechshundert Mark gewesen, die er Fetzchen oder vielmehr deren Bräutigam von Nizza her schuldete, aber — so sagte er sich mit recht — war das wirklich ein stichhaltiger Grund? Ließ sich aus dieser Bekanntschaft, die schließlich doch nur er vermittelt hatte, nicht zehnmal, oder wenigstens fünfmal mehr heraus schlagen als diese elenden sechshundert Mark? Er war traurig und schalt sich einen Narren.

Ueberhaupt dieses ganze Leben! Lohnt es sich, das durchzuwandern?

Er war vor drei Tagen zweiunddreißig Jahre alt geworden. Die alte Elastizität ließ doch merklich nach, und diese Agenturen in Butter und Käse waren ein pekuniär unergiebiges und langweiliges Geschäft.

Er schlenderte nach dem Norden der Stadt, um das Butterfaß für Nemchen Kreiser zu bestellen, und als er am Genua-Hotel vorbeikam, benutzte er die Gelegenheit, um vorzusprechen und vielleicht auch hier ein Geschäft zu machen.

Aber Herr Baum war entrüstet über die miserable Butterlieferung, die der Agent ihm bei der Kreiser'schen Hochzeit aufgeschwacht hatte, und verbat sich jede weitere Offerte in alle Ewigkeit.

Der also Abgefertigte ging die Treppe wieder hinunter, ärgerte sich über die wundervollen Schüsseln, die im Speisesaal servirt wurden, und traf unten seinen Freund Richard. Er nickte ihm zu und wollte hinaus, aber der winkte ihm hereinzukommen in sein Komptoir.

„Denk' Dir, wir haben einen Jungen, einen Prachtbengel, vorige Nacht.“

„Gratulire,“ sagte der Agent. Nichts in der ganzen Welt war ihm gleichgiltiger; Herrn Baum's Kaltberzigkeit nagte noch zu sehr an seinem Herzen, als daß irgend etwas ihn momentan in bessere Stimmung hätte bringen können, am wenigsten jedenfalls eine Mittheilung dieser Art.

Aber der glückliche Vater merkte das nicht und schwatzte darauf los. Der Junge sollte Richard heißen, und der Agent mußte versprechen, als Taufpathe zu kommen. Natürlich ließ sich das nicht ablehnen, obwohl das Pathengeschenk sogleich dunkle Schatten voraus zu werfen begann.

„Und dann noch eines, alter Freund,“ sagte Herr Kreiser, „einen großen Gefallen kannst Du mir erweisen. Die Kosten vergülte ich Dir.“

Das ließ sich hören, und der Agent begann aufzuhören.

„Ich bekomme da vor zwei Stunden,“ fuhr der andere fort, „einen merkwürdigen Brief von meinem Vater, der bekanntlich wegen politischer Vergehen eine Strafe in Plöhensee absitzt. Er schreibt allerlei verwirrtes Zeug von einem Geschäft, einem Glücksfall, er müsse das sofort mündlich mit mir besprechen und so weiter. Ich kann nun absolut nicht daran denken, vor Sonnabend mich über Tag frei zu machen, deshalb könntest Du die Sache für mich in die Hand nehmen. Hier sind drei Mark, fahr hin, besprich alles mit ihm und bring mir dann Bescheid.“

„Bon,“ sagte der Agent. Er warf den Thaler in die Hosentasche und war erstaunt, wie seine Baarmittel sich heute vergrößerten. Denn die eine Mark fünfzig Pfennig seiner guten Mutter hatte er sich beim Abschiede schließlich auch noch aufdrängen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

An hohen Kreisen.

Wiederholt hatte mich mein ehemaliger Schulkamerad Fridolin Männchen schriftlich und mündlich gebeten, ihn zu besuchen, er hätte mir etwas Wichtiges mitzutheilen. Den Versuchen, ihn außerhalb seines Heims zum Sprechen zu bringen, wich er mit geheimnisvoller Miene aus, und so stieg ich denn eines Tages die vier Treppen zu seiner Kammer empor. Ich fand ihn in das Studium des „Gothaer“ vertieft.

„Meine Kundenliste!“ sagte er einfach.

Ich starrte ihn verständnislos an.

„Es sind die Käufer meines Romans.“

„Wie? Du hast einen Roman geschrieben? Wohl, für das Brauerei-Fachblatt, das Du redigirst —“

„Sprich mir doch davon nicht, das wird die längste Zeit gedauert haben. Bald wird die erste Prosa des Lebens hinter mir liegen. Uebrigens ist der Roman noch nicht geschrieben, sondern nur der Entwurf. Und den wollte ich Dir vorlesen.“

„Das ist Dein ganzes Geheimniß?“

„Ein Geheimniß, das ich Dir anvertrauen will.“

Er ergriff einige lose Blätter und begann vorzulesen:

„In hohen Kreisen. (Das ist nämlich der Titel des Romans.) In der „Kreuz-Zeitung“ lese ich (ich bin nämlich selbst der Held des Romans) folgendes Inserat: „Theologe oder Philologe zu zwei Knaben als Hauslehrer gewünscht. Freie Station, kein Gehalt, aber ideale Behandlung. Musik erwünscht. Kenntnisse in Viehzucht erforderlich.“ Ich melde mich, werde sofort angenommen. Die Mutter der Knaben ist Baronin, Wittwe, neunzehn Jahre alt.“

„Ist das nicht zu jung für die beiden Knaben?“ wandte ich ein.

„Sei doch still, mein Lieber, Du hast ja gar keine Ahnung, wie es in so vornehmen Kreisen zugeht. Ich fahre fort.“

„Wie ich im Schloß anlange, ist gerade großes Reinemachen. Sämtliche alte Ritterrüstungen werden mit Metallpulverpomade blank gerieben. Die Baronin entschuldigt sich, geht mit mir spazieren. Es ist Abend, Vollmond. Wir gelangen in eine romantische Gegend, treten in eine Ruine ein. Sie gesteht mir, daß sie mich liebt.“

„So schnell?“

„Unterbrich mich doch nicht immer. Baroninnen sind doch ganz andere Kerls wie Deine Bürgermädchen.“

„Ich verhalte mich ablehnend. Sie liebt mich immer toller. Begreift garnicht, wie ein einfacher Bürgerlicher sich so adelig benehmen kann. Ich bin selbst darüber erstaunt. Am andern Tage empfängt sie mich in ihrem Boudoir. (Du weißt, wir standen neulich in der Friedrichstraße vor einem Möbel-Schauensfenster, in welchem ein Boudoir dargestellt ist. Ich habe mir Notizen gemacht.) Ihre Gesellschafterin, die mich übrigens ebenfalls liebt, sitzt am Telephon und nimmt im Auftrage der Baronin die Liebeserklärungen in Empfang, die dieser von allen Seiten zutelephonirt werden. Nachdem die Gesellschafterin sich entfernt hat, macht mir die Baronin wieder eine Liebeserklärung. Ich gebe endlich nach. Poetische Liebeszene. (Hier werde ich meine Erfahrungen mit Zuckeln Schulze idealisirt wiedergeben.) Die Baronin bietet mir ihre Hand, ich will gerade sagen: „Schreiben Sie an meinen Vater“, da tritt Gräfin Eva von Apfelsblüth ein, Freundin der Baronin, siebzehn Jahre alt, übernatürliche Schönheit. (Ich lasse sie sich ungefähr so benehmen und so sprechen, wie die Gräfin Terzty im „Wallenstein“, denn schließlich: Gräfin ist Gräfin.) Nun lasse ich die Baronin wieder schwachen. Sie ist höchst unglücklich und begreift nicht, wie sie sich in einen Bürgerlichen so verlieben kann. Die Gräfin ist anfangs zurückhaltend, weil sie Bürgerliche nicht leiden kann. Ich bin noch kälter. Eine rührende Szene nähert uns einander. Sie steht auf der Wiese und liebkost ein junges Ochsenmädchen.

„Halt! Ich würde doch statt „Ochsenmädchen“ lieber „Kuhmagd“ sagen.“

„Was fällt Dir ein? Unter „Ochsenmädchen“ verstehe ich ein Kalb. Das ist vornehme Terminologie.“

„Also, sie liebkost ein Kalb. Weiter!“

„Ich trete ihr gegenüber und liebkoste ein anderes Kalb. Sie ist gerührt und gesteht mir, daß sie mich liebt. Gerade wollen wir uns in die Arme sinken, da tritt der Gutsnachbar Graf von Himmelberg dazwischen. An seiner Nase sieht man ihm sofort das alte blaue Blut an. Er thut, als ob er nichts gesehen hätte und fängt an, über Sportangelegenheiten zu reden. Ich rede mit. Er wundert sich, daß ein Bürgerlicher so gut in Sportangelegenheiten Bescheid weiß. (Zu dieser Szene habe ich mir schon Auszüge aus dem Sportblatt gemacht.) Der Graf liebt Gräfin Eva ebenfalls, sieht aber zu seinem Aerger, daß ich bevorzugt bin. Er fordert mich auf krumme Säbel. Der Graf wird genau an der Stelle verwundet, welche ich den Sekundanten vorher bezeichnete. Bestere wundern sich, daß ein Bürgerlicher sich so tapfer schlagen kann.“

„Ich verfühne mich mit dem Grafen und gewinne durch eine höchst edelmüthige Handlung sein Vertrauen. Ich unterstütze nämlich seinen armen Schneider, indem ich bei ihm zwei neue Anzüge bestelle, natürlich auf Kredit, da ich ja kein Gehalt beziehe und nichts bezahlen kann. Ich treffe nun mit Gräfin Eva an einer einsamen Stelle des Parkes zusammen. (Hier werde ich eine längere Beschreibung englischer Parkanlagen einflechten, ich habe mir schon Auszüge aus dem Konversationslexikon gemacht.) Wir schwören uns Liebe und Treue. Plötzlich erklingt Trompetengeschmetter. Die regierende fürstliche Familie fährt nach Monconco und benützt das Schloß der Baronin als Absteigequartier. Beim Diner wird über Regierungsangelegenheiten gesprochen, ich spreche mit. Der Fürst ist erstaunt, daß ein Bürgerlicher so vernünftige konservative Ansichten hat. Ich nehme meinen ganzen Muth zusammen und bekenne mich zu einigen kleineren demokratischen Grundsätzen, weise sogar von drei mir angebotenen Orden einen zurück. Er will mich zum wirklich geheimen Ministerialdirektor ernennen, ich will mir das überlegen. Sage in einem Monolog, daß ich nicht Fürstendiener sein kann. Tochter des Fürsten, Prinzessin Sophronia, sehr erfreut über meine edle Gesinnung. Ich verliebe mich in die Prinzessin, obwohl ich meine schwachen Aussichten begreife. Ich will verzichten. Da findet ein großer Ball statt. Die Prinzessin befiehlt mich zum ersten Walzer, zur zweiten Polka, zum Contre und zum Galopp. Zuletzt befiehlt sie mich zur Liebeserklärung. Ich erkläre ihr meine Liebe, werde aber von der Oberhofmeisterin gestört, die mich bei Seite nimmt und mir mit der Ungnade des Fürsten droht.“

Ich, höchst unglücklich, gehe in den Park, treffe Gräfin Eva, furchtbar eifersüchtig, erklärt, sie liebe mich nicht mehr. Ich ganz allein, halte Monolog: „Sein oder Nichtsein ist hier die Frage, setze mir die Pistole auf die Brust, da fällt mir Graf Himmelberg in den Arm. „Unglücklicher, was beginnen Sie?“

„Ich verachte das Leben, wenn ich die Prinzessin nicht kriegen kann.“

„Aber ich weiß genau, daß Sie sie kriegen werden.“

„Und wenn schon? Die Gräfin Eva liebt mich nicht mehr!“

Er reißt mir die Pistole aus der Hand und nimmt mir das Versprechen ab, mich nicht zu tödten. Es folgt ein Rendezvous mit der Prinzessin. Sie wird von mir immer entzückter. Begreift nicht, wie ein Bürgerlicher u. s. w. u. s. w.

Am folgenden Tage stehe ich am Fenster meines Zimmers. Betrachte ein Medaillon mit dem Bildniß meines Vaters, den ich nie gekannt habe. Das Medaillon fällt aus der Hand durchs Fenster zu Füßen des Fürsten. Er hebt es auf, betrachtet es, wird blaß. Noch blaffer. Er ruft mich, ich eile hinunter, er fragt, wen das Bild vorstelle, ich antworte. Der Fürst ruft aus: „Dann sind Sie der unnatürliche Sohn meines Veters, des Herzogs von Bombenstein.“ Große Aufregung überall. Jetzt wird es klar, wie ein Bürgerlicher u. s. w., u. s. w. Fürst umarmt mich gerührt, wird fortan Dankstieße an mir vertreten. Halte sofort um die Hand der Prinzessin Sophronia an, wird umgehend mit Freuden bewilligt. Kriege als Hochzeitsgeschenk 100 Quadratkilometer Land zum Regieren. Regiere sehr glücklich bis an mein Ende.“

„Und dieser Roman, glaubst Du, wird Erfolg haben?“ fragte ich, nachdem er geendet hatte.

„Kosmopoliten! Doch endlich einmal etwas Romantisches nach dem realistischen Wust. Ich bin überzeugt, alle Exemplare bis auf das Letzte werden sofort vergriffen werden. Ja, Du wirst sehen, ich selbst werde genöthigt sein, in der Leihbibliothek zu abonniren, wenn ich meinen Roman lesen will.“

Nach einer kleinen Pause trat ich auf ihn zu, drückte ihm die Hand und sagte, nicht ohne Kühlung:

„Idealer Schwärmer!“

Er machte eine abwehrende Bewegung und rief aus:

„Das Widnungsgebiht habe ich schon fertig.“

„Wem willst Du denn den Roman widmen?“

„Nun, dem Grafen von Nebelhorn.“

„Wie, unserem Minister des Innern?“

„Nun ja, sein Privatsekretär ist ein alter Mann und kann jeden Augenblick pensionirt werden.“ — — — M. S.

Kleines Heuiletou.

h. d. Abfälle. Hastig schleicht die Alte vorwärts. Am die Ecke biegen schon einige Wagen in die Straße. Die Gufe der Pferde klatschen in den schmelzenden Schnee, der von heftigen Windböhen niedergetrieben wird. Sie zittert und beugt das Gesicht vor dem Schneewind. Rasch vorwärts, rasch vorwärts! An der Ecke sieht sie einen Augenblick auf. Die ganze Straße mit Wagen gefüllt. Um die elektrischen Kugeln an dem gegenüberliegenden Gebäude, das nur aus großen Fenstern besteht, tanzen Schneeflocken wie Müdenschwärme. Sie geht jetzt langsamer. Es ist noch nicht zu spät. Aus den großen Thoren kommen fortwährend Männer mit Apfelsinentisten, Fleischmollen und Kohlrörben. Das wird alles auf die Wagen verpackt. Da stehen sie hant durcheinander: große, umgitterte Obstwagen, flache Schlächterwagen mit frischen Kindervierteln, von denen noch das Blut tropft, und Handwagen in allen Größen, vieräderig und zweiräderig. Unaufhörlich fluthet der Strom der Händler und Träger aus und ein. Zwischen den Männern in wolkigen Jacken kräftige Frauen mit dem rüchichtslosen Ausdruck der Händlerinnen. Ausend drängen sie durcheinander. Jetzt ist der Höhepunkt des Lebens in der Zentralmarkthalle. Wenn die Dämmerung noch mit der Nacht ringt und sie Schritt für Schritt zurückdrängt, arbeiten hier die Händler mit erhöhter Spannkraft, um zur rechten Zeit dem Riesenseib Berlin die Nahrung vorsetzen zu können.

Die Alte geht langsam durch das Treiben. Ihre Erscheinung fällt nicht auf, trotzdem das elektrische Licht die ganze Armlichkeit ihrer Kleidung enthüllt. Ueber einem zerklüfteten Rock trägt sie als Schürze ein Stück graue Sackleinwand, das sie mit einem Bindfaden um den dünnen, schlolternden Leib gebunden hat. Eine schmierige Jacke hüllt den Oberkörper ein, während ihr Gesicht mit den gebrochenen Linien und verflimmenden Augen des Alters von einem löcherigen Kopftuche umgeben wird. — Mit gekrümmtem Rücken schleicht sie an der Mauer der Markthalle hin. Sie sucht bei jedem Tritt eine Stelle, wo ihr Fuß, der in brüchigen Säuben steckt, nicht zu sehr in die kalte, durchdringende Masse des geschmolzenen Schnees tritt. Hier an der Mauer ist sie ja auch vor den Schneeschauern geschützt, die immer noch die Straße entlang jagen und die Pferde und Wagen weiß bewerfen. Am Thor bleibt sie stehen; sie läßt die Menschen vorüberhasten. Ach ist das schön! Vor drei Jahren ging sie auch noch in dem Strom heraus und herein — die schwarze Geldtasche umgehängt. Aber der Mann hat alles durchgebracht — hat alles durchgebracht — der Mann! — —

Sie dreht sich um und wischt sich mit der Schürze das nasse, triefende Gesicht. Ja — die Männer — die verstehen nicht so schlaue zu handeln wie die Frauen. Und dann trinken sie — die verfluchte Kneipe da drüben. Sie ist schon wieder erleuchtet, und eine ganze Menge Männer sitzt hinter den schwindenden Scheiben. Auch Frauen gehen hinein. Ach, die trinken jetzt erst, nachdem sie ihr Geschäft besorgt haben, ihren Morgentasse.

Ach, wie schön das riecht! Sie lugt hinein in die hellerleuchtete Halle. Doch es ist nichts von draußen zu erkennen. Nur an dem Geruch, der herausdringt, merkt sie, daß heute viele Bäcklinge verhandelt werden. Der Bäcklingsgeruch unterdrückt den Kohl-, Apfelsinen- und Fischdunst fast gänzlich. Bäcklinge — in Bäcklingen hat sie das meiste Geld verloren — durch ihren Mann. Des Morgens ist der Geruch am schönsten. Da ist noch alles frisch. Und sie ist jeden Morgen da, um diesen Dunst einzufangen. Das ist ihr so nothwendig, wie anderen das Rauchen und Essen.

Und wenn die Wagen nach und nach fortfahren, wenn die Straße wieder leerer wird, geht sie umher und sucht das auf, was bei dem Auspacken verloren gegangen ist. Hier liegt ein angestopener Apfel, dort mehrere frische Kohlblätter und drüben sogar ein grüner Hering. Alles packt sie in eine Kiepe, die sie unter dem Arm trägt. — So streift sie um die Markthalle herum, die Abfälle auflesend, Tag für Tag, Morgen für Morgen. — —

1535 Millionen Menschen bewohnen nach den neuesten Mittheilungen den Erdball, das ist um 23 Millionen mehr, als man im Jahre 1896 feststellte. An dieser Erhöhung partizipiren, wie wir Hübners Geogr.-statist. Tabellen entnehmen, alle Erdtheile, und zwar Europa mit 5,7, Asien mit 6,2, Afrika mit 7,2, Amerika mit 3,2 Millionen. Infolge ihrer großen Bevölkerungszunahme (28 Millionen) repräsentiren die Vereinigten Staaten mit ihren 72,8 Millionen Einwohnern gegenwärtig mehr als 53 pCt. der Gesamtbevölkerung von Nord- und Südamerika, ein höchst bedeutungsvolles, in keinem anderen Erdtheile wiederkehrendes Verhältniß. Die Bevölkerung Europa's erhöhte sich auf 378,6 Millionen, beträgt also etwa ein Viertel der Gesamtbevölkerung der Erde; davon umfassen das europäische Rußland 28, Deutschland und Oesterreich-Ungarn zusammen 26 pCt. der europäischen Bevölkerung. Alle drei Staaten zusammen haben also in Europa erst jenes Gewicht, das die Vereinigten Staaten in Amerika allein besitzen. Merkwürdig ist das Verhältniß der Vertheilung der Bevölkerung in Rußland. Neben den enormen Ungleichheiten in der Volksdichtigkeit der Gouvernements fallen nämlich die Differenzen im Zahlenverhältnisse der Geschlechter auf; haben doch alle asiatischen und südlichen Gebiete sowie die meisten polnischen Gouvernements einen oft sehr bedeutenden Männerüberschuß, während die nördlichen und westlichen Gebiete, auch die industriellen Gouvernements, einen Frauenüberschuß haben. Ein ganz anderes Bild als Rußland zeigt das 1896 ermittelte Zählungsergebniß in Frankreich. Danach hat nämlich in den letzten fünf Jahren eine Vermehrung nur durch Einwanderung, und nur um 174 788 Menschen stattgefunden. Die Auswanderung aus Europa ist, nachdem sie 1895 etwas stärker war, 1896 wieder zurückgegangen. Es sind nämlich ausgewandert aus dem Deutschen Reiche, aus Belgien, Großbritannien, Italien, Oesterreich-Ungarn, den Niederlanden, Schweden, Norwegen, Dänemark, Schweiz, Frankreich und Spanien 1895 470 874 Personen, während umgekehrt im gleichen Jahre in den Vereinigten Staaten, dann nach Australien, Argentinien, Uruguay und Brasilien 581 385 Personen einwanderten. 1896 sind in die Vereinigten Staaten allein nur 301 067 Personen gegen 342 830 im Jahre 1895 ausgewandert und umgekehrt aus Deutschland, Großbritannien, Italien und der Schweiz nur 299 777 Personen gegen 307 377 im Jahre 1895 ausgewandert. —

Kunst.

— In Florenz hat man in der Kirche Ognissanti Fresken von Ghirlandajo entdeckt, die für die Kunstgeschichte der italienischen Renaissance sehr wichtig sind. Sie waren aus literarischen Quellen (Vasari) bereits bekannt und enthalten auch das Bild des berühmten Seefahrers Amerigo Vespucci. Die Malerei ist vortrefflich erhalten. —

Erziehung und Unterricht.

— Staatsbeiträge zum Hausfleiß-Unterricht wurden im Jahre 1896 in Schweden an 2743 Hausfleiß-Abtheilungen ausbezahlt gegen 2483 im vorhergehenden Jahre. Im Jahre 1878, als der Beitrag zum ersten Mal bewilligt wurde, kam derselbe 103 Abtheilungen („Schulen“) zugute. Obgleich das Fach (im Schwedischen nennt man es Slöid) nicht gezwungener Unterrichtsgegenstand weder in den Volksschulen noch in den höheren Schulen ist, gewinnt es mit jedem Jahre eine größere Ausbreitung.

Volkshunde.

— Ueber die „Volkstrachten-Bewegung“ in Baden und Bayern hat der Freiburger Universitätslehrer E. S. Meyer nenlich eine Studie veröffentlicht. Er kommt darin zu dem Schlusse, daß die Volkstrachten-Vereine sowohl in der Erhaltung wie mit der Wiederbelebung der Dörflichkeit vergebliche Arbeit verrichten. Von ganz vereinzelt Gegenden abgesehen, liege dem Bauer selbst nichts mehr an seiner originellen Tracht aus früherer Zeit. Nicht Bauern, sondern Städter sind Gründer der Trachtenvereine. Dem Bauer ist von den Städten

her alles genommen und weggeschloffen worden, was ihn in seiner Eigenart und Abgeschlossenheit lieb, alles haben die Städte an ihm modernisiert, jetzt wollen sie ihm einen Rock aufdrängen, den er selbst nicht mehr will. Die alte Bauerntracht ist nicht billig, sondern oft sehr luxuriös. Was in seinem natürlichen Bestand ein Stück Poesie unseres Volkstums war, würde zum Dekorationsstück werden. Auch die Volkstracht fällt der natürlichen Entwicklung der Dinge zum Opfer. —

Gesundheitspflege.

k. Genügt die „chemische Reinigung“ zur Desinfektion von Kleidungsstücken? Es ist vielfach die Ansicht verbreitet, daß die sogenannte chemische Reinigung von Kleidungsstücken, neben der Entfernung des Schmutzes, auch einen genügenden Schutz vor der Ansteckungsgefahr biete. Tatsächlich werden sehr oft Kleidungsstücke von Leuten mit ansteckenden Krankheiten chemisch gereinigt, um die in ihnen enthaltenen Krankheitskeime zu vernichten. Da nun aber diese Reinigung lediglich dadurch geschieht, daß die Kleider in großen Trommeln mit Benzin tüchtig, oft mehrere Stunden lang, durchgeschüttelt werden, und das Benzin keinerlei desinfizierende Wirkungen hat, werden die in den Kleidern enthaltenen Bakterien „nicht“ getötet, sondern erhalten. Natürlich bleibt daher auch die Ansteckungsgefahr durch diese gereinigten Kleider vollständig bestehen, wodurch eine Verschleppung der Krankheit sehr leicht möglich ist. Nach genauen Untersuchungen, die kürzlich veröffentlichte, müssen die Kleidungsstücke von Leuten, die mit einer ansteckenden Krankheit behaftet waren, vor der Reinigung einer gründlichen Desinfektion unterworfen werden, um alle Gefahren zu beseitigen. —

Aus dem Tierreiche.

— Ueber die San José-Schildlaus oder Blutlaus schreibt Dr. Heinrich Dohrn, der Vorsitzende des Stettiner Entomologischen Vereins, der „Ostsee-Zeitung“ folgendes: „Da die Blutläuse beruflich scheint, jetzt eine handelspolitische Rolle zu spielen, gestatten Sie mir, darauf aufmerksam zu machen, daß dieselbe in Deutschland seit alter Zeit reichlich vorhanden ist. In unserer Stettiner Gegend ist ihr Vorhandensein so gut bekannt, daß der Gartenbau-Verein seit Jahren die Obstzüchter vor derselben gewarnt und guten Rath gegeben hat, wie ihrer Verbreitung entgegenzutreten sei. Mir ist ferner aus eigener Anschauung bekannt, daß in der Gegend von Frankfurt a. M., südlich des Mains, große Strecken in solchem Maße von der Blutlaus schon vor langen Jahren befallen waren, daß man die Kultur der Apfelbäume für undurchführbar hielt und gänzlich aufgab. Der Schrecken vor einer Verfeuchung Deutschlands mit Blutläusen ist meines Erachtens nicht mehr gerechtfertigt, als seiner Zeit die Angst vor dem Koloradokäfer, die vielleicht noch in der Erinnerung lebt. Uebrigens möchte ich bemerken, daß Blutläuse gewöhnlich nicht an den Früchten leben, noch weniger im Innern der Früchte“ . . .

Aus dem Pflanzenleben.

Io. Ueber die Wirkung der Röntgen'schen Strahlen auf lebende Pflanzen hat Atkinson von der Cornell-Universität (New-York) eine Reihe interessanter Versuche gemacht, die, ganz im Gegensatz zum Verhalten des menschlichen Organismus, eine große Unempfindlichkeit der Pflanzen gegen diese Strahlenart bewiesen haben. So setzte Atkinson, eine Caladium-Pflanze, ein Kind des tropischen Süd-Amerika's, 1 Stunde und 18 Minuten den Röntgen'schen Strahlen aus, ohne daß eine schädliche Wirkung zu beobachten war. Dann nahm er ganz junge Pflänzchen von Getreide-Arten: Hafer und Hirse, ferner von der Sonnenblume und vom Nadieschen und setzte sie 10 Stunden lang den Strahlen aus, ebenfalls ohne den jungen Pflanzen zu schaden. Wenn die Versuche mit älteren Pflanzen gemacht wurden, die in einem dunklen Zimmer getrieben hatten und deshalb kränklich waren, so zeigte sich doch nach einer 5tägigen Behandlung mit Röntgen'schen Strahlen keine Verschlimmerung ihres Zustandes, selbst wenn sie, wie z. B. eine Begonia-Blüte, nur 10 Zentimeter von der Röhre entfernt gestanden hatten. Nur wenn ganz junge Pflanzen, die gerade in der Dunkelheit gekeimt hatten, volle 45 Stunden den Strahlen ausgesetzt wurden, so zeigten sie insofern eine Verzögerung in ihrer Entwicklung, als sie sich langsamer als andere Pflanzen von den Krankheitserscheinungen erholten, die sie in Folge des Lichtabschlusses gezeigt hatten. Wurde das Licht aber nicht abgeschlossen, so waren selbst 45 Stunden der Bestrahlung ohne sichtbare Wirkung. Merkwürdig ist die Thatsache, daß die Röntgen'schen Strahlen die Wirkung haben, daß sich die Pflanzen ihnen zuneigen. Eine Wirkung auf das Wachstum von Schimmelpilzen besitzen sie nicht, ebenso wenig einen Einfluß auf verschiedene farbenbildende Bakterien. Auch der gemeine Bazillus (Bacillus communis) wird in einem Medium, in dem er sich frei bewegen kann, von den Strahlen weder angezogen noch abgestoßen. Sogar die empfindlichen Sinnespflanzen, wie die Mimose, ferner die sogenannten Schwingsäden, Algen, die sich durch die verdelnde Bewegung ihrer Fäden auszeichnen, scheinen gegen die Röntgen'schen Strahlen gänzlich unempfindlich zu sein. —

Meteorologisches.

—f. Schneebildung und Temperatur. Die Schneeflocke stellt bekanntlich einen Kristall dar. Die Form, in welcher der

Schnee kristallisiert, ist sehr mannigfaltig. Man hat in letzter Zeit die Schneekristalle mit Hilfe der Mikrophotographie photographirt und war auf diese Weise leicht im Stande, die Schneekristalle genau zu untersuchen. Man kann tafelförmige und säulenförmige Schneekristalle unterscheiden. Auch Kombinationen von beiden kommen vor. Die tafelförmigen Schneekristalle erscheinen als strahlige Sterne oder als Plättchen oder als Kombination von strahligen Sternen und Plättchen, die säulenförmigen Schneekristalle kommen als Prismen oder Pyramiden vor. Was die Temperatur betrifft, bei welcher Schnee fallen kann, so hat man (natürlich in sehr seltenen Fällen) noch bei 9 Grad Wärme Schneeflocken beobachtet und andererseits kann noch bei 18 Grad unterm Gefrierpunkt Schnee fallen. Am häufigsten fällt Schnee bei etwa 0 Grad. —

Humoristisches.

— Schön gesagt, aber . . . (Aus einer Theaterkritik der „Voss. Ztg.“) . . . „Frau Gekner ist in die Hermione so tief hineingedrungen, wie es ihre Natur gestattet. Wenn sie uns nicht das zu Stein gewordene Medusenanltz der Wolter zeigen kann, so enthüllt sie dafür die innersten Fasern des Herzens einer keusch liebenden Frau und einer uns tiefste Marz getroffenen Mutter. Und das ist viel werth!“ . . . —

— Fürsorglichkeit einer getreuen Ehehälfte. Ein in einem Vororte von Dresden sesshafter Schneidermeister hatte unlängst jenseits der Elbe eine geschäftliche Angelegenheit abzuwickeln und machte sich deshalb, trotz des bännebrechenden und schornsteinruhenden Sturmes auf die Reise. Der Windgott puflete in die Falten des schneiderlichen Mantels, der ab und zu auf der einen Körperseite mit solcher Festigkeit an die Schenkel schlug, daß unserm Wanderer vor Schmerz und Angst dicke Schweißtropfen auf die Stirn traten. Er untersuchte schließlich seine Manteltasche an der fraglichen Seite und fand darin zu seinem nicht geringen Erstaunen ein Fünfpfundgewicht, das, wie sich bei seiner Heimkehr herausstellte, die liebende Gattin behufs Erhöhung des Körpergewichts ihres etwas schwächlichen Eheherrn in dessen Tasche gesteckt hatte. —

Vermischtes vom Tage.

— In der Nähe von Borkum ist der Postdampfer „Karnad“ mit der Hamburger Bark „Poncho“ zusammengestoßen. Letztere ist zunächst weitergefahren, aber seitdem verschollen. Da jetzt zwei Leichen und Schiffstrümmen in Borkum angetrieben wurden, ist wohl kein Zweifel mehr, daß sie untergegangen und die Mannschaft, 15 Personen, ertrunken ist. —

— Auf der Aschenhalde der Fanny-Franzhütte bei Rattowitz wurde der neunjährige Sohn eines Bergmanns in vollständig verholtem Zustand aufgefunden. Er sollte im März vorigen Jahres in eine Zwangserziehungsanstalt gebracht werden und trieb sich seitdem herum. —

— Das Hochwasser der Weichsel ist im Sinken. Der Fluß hat mittelstarken Eisgang. —

— An der russischen Grenze wird von preussischen Bewohnern sehr über die russischen Spürhunde geklagt, die den russischen Grenzsoldaten beigegeben sind, um Schmuggler aufzuspüren. Es sind schon mehrfach Leute von den frei herumlaufenden Thieren angefallen worden. Auf russischem Gebiete haben die Bestien schon verschiedene Passanten, auch Kinder zerrissen. —

— In dem Schnellzug Brüssel-Paris wurden am Sonntag einer Dame, während die Reisenden im Restaurationswagen speisten, 150 000 Fr. Baargeld und ein Diamantschmuck im Werthe von 100 000 Fr. gestohlen. —

— Bei den Stürmen, die am 1. Februar zwischen Como und Bergamo wütheten, sind nahezu 100 Menschen ums Leben gekommen. Der verwüstete Landtrich ist der Hauptisik der italienischen Seiden- und Baumwollen-Industrie. —

c. s. Eine schwerreiche Frau und ihre 16jährige Tochter wurden in Ankona in ihrer Wohnung erstickt aufgefunden. Man nimmt an, daß die Mutter, die perverse Neigungen hatte, erst ihre Tochter und dann sich selbst getödtet hat. —

— Aus Antwerpen wird berichtet, daß der am 25. November v. J. mit Kohlen nach Alexandria abgegangene Dampfer „Menes“ verschollen ist. Die 24 Mann starke Besatzung ist zweifellos umgekommen. — Aus Montreal wird der Untergang des Dampfers „Pelican“ gemeldet. 25 Personen sollen dabei ertrunken sein. —

— In London erschöpfte ein junger Pole seine Geliebte und deren Liebhaber, die er bei einem Stellbischen ertappt hatte, und verurtheilte ein Dienstmädchen, das auf die Schüsse hin herbeigeeilt war. —

— In Topkane (Türkei) sind bei einem großen Brande 70 Häuser eingäschert worden; mehrere Personen sind verbrannt, viele Feuerwehrlente verwundet. —

— Seit 30 Jahren hat in der Kolonie Viktoria (Australien) nicht eine solche Sommerhize geherrscht, wie in der letzten Woche. Bei zahlreichen Buschbränden ist viel Vieh umgekommen; viele Leute sind obdachlos geworden. —